
Gerd und Marlene Haerkötter
Giftpflanzen

Gerd und Marlene Haerkötter

Giftpflanzen

Beschreibung, Wirkung,
Geschichten

Anaconda

Die Originalausgabe dieses Buches erschien zuerst 1991
unter dem Titel *Wüterich und Hexenmilch.*
Giftpflanzen: Beschreibung, Wirkung, Geschichten
im Eichborn Verlag, Frankfurt a. M.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 by AnacondaVerlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotive: Poisonous plants I (from Meyers Lexikon, 1895),
Adobe Stock / Juulijs. Ancient symbols of witchcraft, Adobe Stock /
KOSIM. Magic Plants, Adobe Stock / Belus

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Roland Poferl Print-Design, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1370-2

www.anacondaverlag.de

Inhalt

Einleitung	9
Die Pflanzengifte	13
Giftpflanzen: Beschreibung, Hintergründe und Geschichten	
Akazie, Falsche	21
Alraune	26
Aronstab, Gefleckter	39
Dieffenbachie	43
Kalmus	46
Drachenwurz	48
Bärenklau	50
Bärenklau, Riesen-	50
Bärenklau, Wiesen-	52
Besenginster	55
Bilsenkraut, Schwarzes	51
Buchsbaum	75
Buschwindröschen	79

Buschwindröschen, Gelbe	82
Küchenschelle, Gemeine	82
Christrose	84
Efeu	91
Eibe	97
Eisenhut, Blauer	105
Faulbaum	117
Kreuzdorn	120
Fingerhut, Roter	121
Fingerhut, Gelber	129
Gartenbohne	130
Germer, Weißer	135
Goldregen	141
Hahnenfuß, Scharfer	146
Hahnenfuß, Brennender	150
Gifthahnenfuß	150
Hahnenfuß, Knölliger	151
Heckenkirsche, Rote	152
Gartengeißblatt	155
Heckenkirsche, Schwarze	156
Herbstzeitlose	157
Judenkirsche	165
Kartoffel	169
Kirschblüte	176
Lebensbaum, Abendländischer	184
Liguster, Gemeiner	189
Maiglöckchen	194

Nachtschatten, Bittersüßer	200
Nachtschatten, Schwarzer	205
Oleander	209
Pfaffenhütchen	215
Rizinus	220
Sadebaum	227
Schierling, Gefleckter	233
Schneeball, Gemeiner	242
Schneebeere, Weiße	245
Schöllkraut	248
Seidelbast, Gemeiner	254
Stechapfel, Gemeiner	262
Stechpalme, Gemeine	275
Tollkirsche	280
Wasserschierling	294
Weißenwurz, Vielblütige	301
Weißenwurz, Wohlriechende	305
Weißenwurz, Quirlblättrige	305
Wurmfarne, Gemeiner	306
Zaunrübe, Rote	312
Zaunrübe, Weiße	318
Zypressenwolfsmilch	319
Weihnachtsstern	324

Anhang

Verzeichnis der Informations- und Behandlungs-	
zentren	328
Glossar	330
Literaturverzeichnis	332
Tabellarische Zusammenfassung der Giftpflanzen .	335
Weitere Giftpflanzen, die nicht besprochen	
wurden	347

Einleitung

Wer bei einem Spaziergang durch Garten, Feld und Flur die Vielfalt der Pflanzen bewundert, ist sich oft nicht bewusst, dass eine ganze Reihe – selbst der bekannteren Arten – auch eine potenzielle Gefahrenquelle darstellt. Circa 150 der in unserer näheren Umgebung vorkommenden 3000 Pflanzenarten sind Träger mehr oder weniger gefährlicher Giftstoffe.

Besonders Kinder, die bei der Erkundung ihrer Umwelt bunte Früchte oder auffällige Pflanzen probieren, aber auch Erwachsene, die beim Heil- oder Gemüsekräutersammeln harmlose mit giftigen verwechseln, setzen sich der Gefahr einer Vergiftung aus, die zu Unwohlsein, Gesundheitsschäden oder – in besonders schweren Fällen – sogar zum Tod führen kann. Schwerre Vergiftungen durch den Verzehr gefährlicher Pflanzen sind allerdings äußerst selten. Die Zahl der Intoxikationen durch Giftpflanzen rangiert mit 1000 bis 2000 Fällen pro Jahr in der Bundesrepublik aber immerhin an dritter Stelle nach den Vergiftungen durch Arzneimittel und Haushaltschemikalien.

Maiglöckchen, Goldregen, Herbstzeitlose, Aronstab, Eisenhut und selbst Blätter und unreife Früchte von

Nutzpflanzen wie Gartenbohne und Kartoffel enthalten Giftstoffe. Eine Gefahr für Leib und Leben stellen sie aber nur dann dar, wenn man darüber unzureichend oder gar nicht informiert ist. In diesem Buch werden deshalb 60 Pflanzen ausführlich besprochen, deren Giftwirkung belegt ist. Daneben werden in einem Anhang noch weitere Pflanzen kurz vorgestellt, die ebenfalls Giftwirkung haben können, in der Praxis der Giftberatung aber kaum eine Rolle spielen.

Selbstverständlich ist die Auswahl der zu behandelnden Pflanzen schwierig. Einige wurden von alters her in ihrer Giftwirkung und Gefährlichkeit maßlos überschätzt, andere dagegen, die früher als harmlos galten, sind nun als giftig erkannt. Das Buch stellt deshalb die Aussagen älterer Autoren den Ergebnissen moderner Forschung gegenüber und illustriert beide mit einer Reihe interessanter, teilweise – besonders bei antiken Autoren – skurriler Fallbeispiele. Auch auf Mythen und Legenden, die sich um angeblich magische Wirkungen einiger Pflanzen ranken, wird eingegangen.

Dass Gifte auch zur Heilung von Gesundheitsschäden herangezogen werden können, hat schon der bedeutendste Mediziner und Naturphilosoph Paracelsus erkannt: »Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift, allein die Dosis macht, das ein Ding kein Gift ist.« Mit dieser Einsicht änderte sich im Laufe der Geschichte die Einstellung gegenüber Giftpflanzen. Über die heilsame

Wirkung der vorgestellten Pflanzen und deren Einsatz in der Medizin wird deshalb auch berichtet.

Maßnahmen über Erste Hilfe im Falle einer Vergiftung sind bei jeder Giftpflanze einzeln aufgeführt, ein Verzeichnis der Informations- und Behandlungszentren für Vergiftungen ist am Ende des Bandes beigefügt.

Wichtigste Aufgabe des Buches aber soll es sein, dem Leser einen ebenso informativen wie unterhaltsamen Führer durch die heimische Giftpflanzenflora an die Hand zu geben. Mithilfe der ausführlichen Beschreibungen und der Illustrationen soll es ihm möglich gemacht werden, die Giftpflanzen zu erkennen und damit Unfälle zu vermeiden bzw. gefährliche Pflanzen aus der Reichweite von Kindern zu entfernen.

Die Pflanzengifte

Die Pflanzengifte sind Produkte des pflanzlichen Stoffwechsels; sie können nicht wie bei tierischen Organismen durch Leber, Milz oder Nieren entgiftet und schließlich durch die Blase ausgeschieden werden, sondern bleiben in der Pflanze und werden in speziellen Zellen oder Hohlräumen gesammelt und als meist komplizierte chemische Verbindungen abgelagert. Früher sprach man verächtlich von »sekundären Pflanzenstoffen«, von Abfallstoffen des pflanzlichen Stoffwechsels, die eigentlich zu nichts nütze seien. Inzwischen weiß man jedoch, dass die »sekundären« Stoffe der Pflanze durchaus von Vorteil sind. Sie kann sich mit ihrer Hilfe ihrer Feinde erwehren, manchmal ungleich raffinierter, als es die »chemische Keule« in Form von Pestiziden vermag.

Es handelt sich bei den Pflanzengiften vornehmlich um umgebaute Eiweißverbindungen, die zu Alkaloiden werden; um giftige Abbauprodukte, die sich mit Zucker zu Glykosiden verbinden; um Kohlehydrate, die zu ätherischen Ölen umgebaut werden.

Alkaloide

Alkaloide sind zumeist verzweigt gebaute chemische Verbindungen; gemeinsam haben sie das alkalische (basische) Verhalten und eine ringförmige Struktur, in die Stickstoffatome eingebaut sind. Als basische Stoffe sind sie häufig an Pflanzensäuren gebunden. Die Wirkung der Alkaloide ist in erster Linie auf das menschliche Nervensystem gerichtet. Berüchtigte Vertreter dieser Giftgruppe finden sich in den Hahnenfuß-, Mohn-, Nachtschatten- und Hundsgiftgewächsen.

Zu dieser Gruppe gehören gefährliche Gifte wie das *Aconitin* des Eisenhuts, eines der stärksten Pflanzengifte überhaupt. *Atropin*, *Hyoscyamin*, *Scopolamin*, die Tropanalkaloide der Nachtschattengewächse Alraune, Bilsenkraut, Stechapfel und Tollkirsche. *Coniin* des Gefleckten Schierlings, Pyridin/Piperidin-Alkaloide mit sehr starker Giftwirkung.

Spartein und *Cytisin* in einigen Schmetterlingsblütlern. In diese Gruppe gehören aber auch die Rauschgifte *Morphin*, *Nicotin* und *Coffein*, Gifte, auf die der menschliche Körper seinen biochemischen Haushalt einstellt – das führt zur Sucht.

Glykoside

Glykoside (griechisch *glykus* = süß) sind Verbindungen von pflanzlichen Zuckern (meist Traubenzucker) mit nicht zuckerartigen Stoffen, die man Aglykone nennt. Die Aglykone sind Stoffwechselprodukte der Pflanze, die durch Einwirkung von Enzymen, z. B. während des Verdauungsvorgangs, vom Zucker getrennt und dann wirksam werden.

Wichtige Glykoside mit Giftwirkung sind: *Herzwirksame Glykoside* in Fingerhut, Maiglöckchen, Pfaffenhütchen, Nieswurz u. a. Pflanzen. Sie wirken direkt auf den Herzmuskel und werden in der Medizin bei Herzinsuffizienz eingesetzt, sie können aber auch Kollaps mit Herzstillstand bewirken.

Blausäureglykoside (cyanogene Glykoside) in Steinobstgewächsen (Pfirsich, Aprikose, Bittermandel, Pflaume, Kirsche – allerdings ausschließlich in den Kernen) und Geißblattgewächsen. Die an Zucker gebundene Blausäure wird mithilfe der Enzyme abgespalten und beeinträchtigt dann als freie Blausäure die Zellatmung; Folgen sind Erstickungsanfälle, Übelkeit, Herzklopfen, Krämpfe.

Eine Sonderstellung unter den Glykosiden nehmen die *Saponine* ein (lateinisch *sapo* = Seife); sie sind zu finden im Efeu, in der Einbeere, im Schneeball und in der Weißwurz. Saponine setzen die Oberflächenspannung des Wassers herab, sodass das Wasser stark schäumt; sie

greifen die Schleimhäute an und wirken blutzersetzend. Einige Saponin-Drogen sind altbekannte Fischgifte.

Weitere wichtige Pflanzengifte

Ätherische Öle sind stark riechende, flüchtige Pflanzenstoffe. Der Name ist unglücklich gewählt, denn diese Stoffe haben weder etwas mit Äther noch mit Fetten oder Ölen der Nahrungsmittel zu tun. Je nach ihren Inhaltsstoffen haben die ätherischen Öle positive therapeutische Wirkungen, werden als Gewürze genutzt oder aber sind giftig. Zur letzten Gruppe gehören z. B. die Terpene, die im Thujon des Wermuts oder des Lebensbaums vorkommen, das Sabinen im Sadebaum oder das ätherische Öl des Kampfers.

Giftige Eiweißstoffe (Toxalbumine) sind das Ricin im Rizinus-Samen, das Phasin der Gartenbohne und das Robin der Falschen Akazie.

Poliene bilden längere Kohlenstoffketten mit Doppel- (= C) und Dreifachverbindungen (\equiv C) in der Kette; man findet diese giftigen Verbindungen vornehmlich in Doldengewächsen, z. B. im Wasserschierling, der zu den hochgiftigen Pflanzen zählt.

Giftstoffgehalt

Der Giftstoffgehalt der Pflanzen schwankt von Organ zu Organ (Wurzel, Stängel, Blatt, Frucht) sehr stark; auch ist er von Standort, Klima, Jahreszeit, Alter und anderen Faktoren abhängig. Auf diesem Umstand beruhen die widersprüchlichen Angaben über die Giftwirkung der Pflanzen, und auch bis heute gibt es keine einheitliche Bewertung. Die in diesem Buch vorgenommene Einordnung der Pflanzen nach ihrem Giftigkeitsgrad wurde auf der Grundlage der offiziellen »Liste giftiger Pflanzenarten« (»Bundesanzeiger« Nr. 67 vom 10. April 1975) vorgenommen. In einigen Fällen wurde diese Bewertung abgeändert, da neuere Erkenntnisse dies notwendig machten.

Die Einstufung erfolgt in drei Kategorien:

- + »schwach giftig«
- + + »stark giftig« – kann zu schweren Vergiftungen führen
- + + + »sehr stark giftig« – schon geringe Mengen können tödliche Wirkung haben

Wir hätten mit den Giftpflanzen weniger Probleme, wenn man sie kurzerhand ausrotten würde, so wie es ja mit vielen Pflanzen- und Tierarten bereits geschehen ist, doch vorher sollte man sich die Argumente des »Noth- und Hülfsbüchleins« aus dem Jahr 1798 zu Herzen nehmen:

»Es möchte sich mancher darüber wundern, dass der liebe Gott Kräuter wachsen lässt, welche so schädlich sind. Man muss aber wissen, dass sie nur schädlich sind, wenn man sie isst. Sonst haben sie ihren guten Nutzen, manche als Arznei für Menschen und Vieh, andere zum Färben und Beizen, andere das Ungeziefer zu vertreiben. Sie haben auch das Gute, dass sie böse Dünste aus der Erde heraus und aus der Luft in sich saugen, welche sonst in das Getreide und in die Früchte, die wir essen, und durch den Atem und den Schweiß in uns selbst eindringen würden. Bei vielen wissen wir den Nutzen noch nicht: werden ihn aber erfahren, wenn wir ferner fleißig über die schönen und großen Werke Gottes nachdenken und durch sorgfältige Proben erforschen, wozu uns jedes nützen kann. Wenn auch manche Gewächse uns und unserem Vieh gar nichts nutzen: so dienen sie doch anderen Tieren zur Nahrung oder zur Gesundheit, und der liebe Gott muss auch für den geringsten Wurm sorgen.«

Erste Hilfe

Bei Vergiftungen oder bei Verdacht auf eine Vergiftung muss der Arzt benachrichtigt werden. Folgendes sollte man sofort tun:

Erbrechen auslösen durch Reizen des Rachens mit dem Finger oder einem Löffelstiel. Wenn das nicht zum Erfolg führt, Salzwasser (1–2 Esslöffel Kochsalz in 1 Liter warmem Wasser auflösen) zügig trinken. Kinder legt man am besten so übers Knie, dass das Gesicht nach unten zeigt und der Bauch eingedrückt wird. In dieser Lager wird verhindert, dass das Erbrochene in die Lufttröhre gelangt und der Patient daran erstickt. Das Erbrochene ins Krankenhaus mitnehmen, um die Identifizierung des aufgenommenen Gifts zu ermöglichen. Kleineren Kindern keine Salzlösung verabreichen, da es leicht zu Kochsalzvergiftungen kommen kann; stattdessen gibt man verdünnten Himbeersaft, so viel sie trinken können.

Ist nach der Aufnahme der giftigen Pflanzen mehr als eine halbe Stunde vergangen, sollten nach dem Erbrechen etwa 30 g Tierkohle oder 20 Kohletabletten zusammen mit 1 Teelöffel (für Kinder) oder 2 Teelöffeln (für Erwachsene) Glaubersalz in Wasser gelöst gereicht werden. Die Kohle bindet die meisten Gifte, und das Glaubersalz (Natriumsulfat) ist ein harmloses und sicher wirkendes Abführmittel. Auf keinen Fall Rizinusöl geben! Auch darf keine Milch getrunken werden, da viele Giftstoffe im Milchfett löslich sind und damit die Resorption der Gifte schneller erfolgt.

Vergiftete, die ohne Bewusstsein sind, werden auf den Bauch gelegt oder in eine stabile Seitenlage gebracht.

Bei starker Erregung des Vergifteten beruhigend auf ihn einreden; auf keinen Fall Beruhigungsmittel geben.

Wurden durch die Giftpflanze Lippen, Mund, Rachen und Speiseröhre sehr stark gereizt oder veräetzt, soll viel Wasser getrunken, der Mund gut ausgespült und eine Wasserschleimsuppe verabreicht werden.

Giftpflanzen

Beschreibung, Hintergründe und Geschichten

Akazie, Falsche *Robinia pseudacacia*

Name: Dieser bei uns erst spät aus der Neuen Welt eingeführte Baum hat sich viele Verwechslungen gefallen lassen müssen. Zunächst hielt man ihn für eine Echte Akazie und gab ihm den Namen *Acacia Robini* (nach Jean Robin, Gärtner am Hof Ludwigs XIII., der diesen Baum 1610 aus dem östlichen Nordamerika nach Frankreich brachte). Auch heute noch ist die Bezeichnung Akazie allgemein üblich, obwohl dieser Baum mit der Echten Akazie nichts zu tun hat; darauf weisen die Benennungen *Falsche Akazie*, *Unechte Akazie*, *Scheinakazie* deutlich hin. Manche hielten die Falsche Akazie für den *Johannisbrodbaum* oder den *Heuschreckenbaum*. Daneben werden die Namen *Virginische*



Schotenerbse und *Wunderbaum* hie und da gebraucht. Gebräuchlich ist auch der Name *Robinie*.

Vorkommen und Standort: Die Falsche Akazie gedeiht auf allen Böden, die nicht zu nass sind. Heute werden viele Zuchtsorten für den Anbau in Gärten, Parks und auf Friedhöfen angeboten.

Beschreibung: Dieser Schmetterlingsblütler kann als Baum bis zu 30 Meter hoch werden, denn er ist mit einer langen Pfahlwurzel im Boden verankert; an den Wurzeln findet man, wie bei allen Schmetterlingsblütlern, kleine Verdickungen, die von Knöllchenbakterien herrühren; diese Bakterien sind in der Lage, den Stickstoff zu binden und ihn der Wirtspflanze zuzuführen. Der Baum hat eine ausladende, aber lockere Krone. Die braune Rinde ist von Längsrinnen durchzogen. Die unpaarig gefiederten, elliptisch geformten Blätter sitzen an sperrigen, zickzackförmigen Ästen mit behaarten Zweigen. Die Blätter verändern je nach Lichteinfall und Temperatur ihre Stellung: In der Mittagszeit stehen sie fast vertikal, in der Nacht hängen sie herab, sie nehmen »Schlafstellung« ein. An der Basis des gemeinsamen Blattstiels bilden sich statt der Nebenblätter kräftige Dornenpaare, die die Pflanze vor Tierfraß schützen sollen. Die weißen, stark duftenden Schmetterlingsblüten bilden lange, hängende Trauben (Blütezeit Mai bis Juni). Im Herbst reifen die 10 Zentimeter langen, abgeflachten

braunen Hülsen heran; sie bleiben oft bis zum nächsten Frühjahr am Baum und enthalten 4 bis 10 Samen.

Toxizität: Die ganze Pflanze, vor allem die Rinde und die Früchte, sind als »stark giftig« einzustufen.

Wirkstoffe: Hauptwirkstoffe sind die giftigen Eiweißstoffe (Toxalbumine) Robin und Phasin. Wie andere Toxalbumine wirken die Inhaltsstoffe der Akazie zerstörend auf Gewebe und rote Blutkörperchen.

Wirkungen: Eine Stunde nach Aufnahme der giftigen Pflanzenteile machen sich die ersten Vergiftungsscheinungen bemerkbar: Erbrechen, Schlafsucht, Krämpfe, Erweiterung der Pupillen, Ohnmacht.

Erste Hilfe: Erbrechen herbeiführen, Giftbindung durch Kohlegaben, Abführmittel.

Hintergründe und Geschichten

Die Giftberatungsstellen berichten über Fälle, in denen schon nach Aufnahme von fünf Samen schwere Vergiftungsscheinungen auftraten; manchmal wurden aber auch 30 Samen symptomlos vertragen. Der Grund dafür liegt darin, dass der Gehalt der Pflanze an Toxalbuminen großen Schwankungen unterworfen ist.

Die Pollen der Falschen Akazie gehören zu den Erregeren des Heuschnupfens. Da diese Pollen vom Wind nur über kurze Strecken getragen werden, kann eine Gefährdung nur in unmittelbarer Umgebung der Bäume gegeben sein.

Durch das Kauen der süßholzartig schmeckenden Rinde und auch der Früchte der Akazie kommt es immer wieder zu Vergiftungen, vor allem bei Kindern:

- Drei Kinder aßen Akazienrinde, eine Stunde später erbrachen sie mehrmals und wurden schlaftrig, ihre Pupillen erweiterten sich, Krämpfe stellten sich ein. Durch die Anwendung von Stimulantien konnte nach kurzer Zeit eine Besserung erreicht werden.
- Bei einer Massenvergiftung von 32 Kindern, die die innere Rinde der Akazie gegessen hatten, traten ähnliche Vergiftungsscheinungen auf wie bei einer Cytisinvergiftung (Cytisin ist der Giftstoff des Goldregens).
- Ganz andere Vergiftungsscheinungen zeigte eine Frau, die Akazienblätter gegessen hatte. Nach 24 Stunden erkrankte sie an Fieber und ödematischen Schwellungen erst des Mundes und dann am ganzen Körper. Eine Woche später schälte sich die ganze Haut ab. (Nach L. Levin)

Sehr giftig kann auch das Holz der Falschen Akazie wirken. Bei der Verarbeitung des außerordentlich har-

ten Holzes entsteht ein feiner Staub, der nach Einatmen Vergiftungen – auch mit tödlichem Ausgang – hervorrufen kann.

Unter den Nutztieren reagieren vor allem Pferde sehr empfindlich auf die Akaziengifte. Ein Bericht in der Zeitschrift »Kosmos« aus dem Jahr 1941 gibt dafür ein drastisches Beispiel: Bei einer Feldartillerie-Batterie in Rumänien gingen in einer Nacht 32 von 120 Pferden ein. Die Tiere hatten das Akazienholz abgenagt, aus dem die Ställe gebaut waren.

In der Medizin findet die Scheinakazie heute keine Verwendung mehr. Früher wurde die süß schmeckende Akazienrinde gelegentlich als gelindes Abführmittel verwendet. Heute wird sie noch in der Homöopathie bei Sodbrennen, bei Magengeschwüren und bei Verstopfungen eingesetzt.

Alraune *Mandragora officinalis*

Name: Der lateinische Gattungsname *Mandragora* ist vom persischen Wort *mandrom gjahr* abgeleitet, das so viel wie »Menschen- oder Liebespflanze« bedeutet. Der Name *Alraune* ist vom althochdeutschen Wort *alrun*, *alruna* und vom gotischen *runa* = »Geheimnis« herzuleiten. Tacitus berichtet von einer sagenumwobenen Prophetin Airuna, und das Wort *runen* bedeutet im Althochdeutschen »heimlich und leise reden« – »raunen«. Diese Pflanze wird auch *Galgenmännchen* genannt, weil nach der Fabel die besten Alraunepflanzen aus dem Sperma der Gehenkten unter dem Galgen wachsen. *Heckenmännchen* wird sie genannt, weil die Alraune Glück in Gelddingen bringen soll (Geld heckt Geld).

Vorkommen und Standort: Dieses Nachtschattengewächs kommt in unseren Breiten nicht vor, man findet es noch im Mittelmeerraum als Ödlandpflanze. Die Alraune hat zudem heute ihre Bedeutung als Gift- und Rauschdroge verloren. Dennoch wurde sie in dieses

Buch aufgenommen, weil sie durch die Jahrhunderte in der Magie, in der Medizin und in der Praxis der Giftmischer eine überragende Bedeutung hatte. Sie war der Prototyp der Gift- und Zauberpflanze schlechthin. Seit urdenklichen Zeiten verbreitete sie Angst und Schrecken, Hoffnung und Glückserwartungen.

Beschreibung: Ganz im Gegensatz zu ihrer Berühmtheit ist die Alraune eher eine bescheidene Pflanze. Die stängellosen Blätter dieses mehrjährigen Krauts bilden eine 20 Zentimeter hohe Rosette mit oval-länglichen, gekräuselten großen Blättern. Die bis zu 60 Zentimeter langen, kräftigen Wurzeln sind häufig von oben bis unten gespalten und nehmen zudem die wunderlichsten Formen an: Nach Tabernaemontanus ähneln sie »dem Menschen unterhalb des Nabels«. Aus der Blattrosette wachsen Blütenstiele, die später große glockenartige, violette Blüten tragen, aus denen orangerote Beeren hervorgehen, die kleinen Äpfeln gleichen.

Toxizität: Alle Teile der Pflanze, vor allem die Wurzeln, werden in die Kategorie »sehr stark giftig« eingestuft.

Wirkstoffe: Die Alraune enthält bis zu 0,4 Prozent Gesamtalkaloide; unter ihnen sind bedeutsam Atropin, Hyoscyamin und Scopolamin. Da diese Alkaloide auch in den noch zu besprechenden Nachtschattengewächsen Bilsenkraut, Stechapfel und Tollkirsche große Be-

deutung haben, sollen sie hier ausführlicher besprochen werden.

Wirkungen: Diese drei Alkaloide sind chemisch nahe verwandt, sie sind Tropansäureester. Die Tropansäure hat ein asymmetrisches C-Atom, somit existieren von den Alkaloiden L-, D- und LD-Formen. In den Pflanzen bildet sich zunächst L-Hyoscyamin, das bei der Aufbereitung zu Atropin racemisiert. Hyoscyamin und Atropin wirken gleichartig auf den Menschen. Sie hemmen das an bestimmten Nervenenden freigesetzte Acetylchoin, das für die Übertragung von Nervenreizen auf das Erfolgsorgan verantwortlich ist. Betroffen ist vor allem das parasympathische Nervensystem, das Verdauungsvorgänge, Speichelsekretion, Herzschlag, Pupillenkontraktion u. a. steuert. Hyoscyamin wirkt in dieser Hinsicht doppelt so stark wie Atropin.

Beide Alkaloide erregen zudem das zentrale Nervensystem. Diese Wirkung erstreckt sich vor allem auf Großhirn und Rückenmark. Bei steigenden Dosen sind folgende Symptome zu beobachten: Zunächst macht sich eine Munterkeit bemerkbar, die von heftigem Bewegungsdrang und Redefluss mit unmotivierten Lachanfällen begleitet wird. Es folgen Verwirrungszustände mit Halluzinationen, die vor allem das Erleben sexueller Ausschweifungen mit großer Wirklichkeitsnähe vermitteln. Dann schlägt die zentrale Erregung allmählich in eine zentrale Lähmung um; der Betroffene wird ruhiger und

fällt schließlich in einen Tiefschlaf. Steigert man die Dosis weiter, sinkt die Körpertemperatur stark ab, der Tod erfolgt schließlich durch Lähmung des Atemzentrums.

Das Scopolamin zeigt alle Atropinwirkungen. Die Beeinflussung des peripheren Nervensystems ist jedoch weniger ausgeprägt als beim Atropin/Hyoscyamin. Auf das zentrale Nervensystem wirkt es nicht erregend, sondern dämpfend; es wirkt also dem Atropin/Hyoscyamin entgegen. Deshalb wurde es früher zur Herbeiführung des Dämmerschlafes, zur Narkose und zur Beruhigung von Geisteskranken verwendet.

Die Gesamtwirkung der Alraune-Alkaloide ist denen des Stechapfels vergleichbar. Sie rufen Halluzinationen, Verwirrtheitszustände und Dämmerschlaf, häufig verbunden mit erotischen Träumen, hervor. Begleitet werden diese Zustände von Hautreizungen, Übelkeit, weiten Pupillen, Sehstörungen, Benommenheit. Bei sehr hohen Dosen tritt der Tod als Folge einer Atemlähmung ein.

Erste Hilfe: Magen- und Darmentleerung, sofort ins Krankenhaus.

Hintergründe und Geschichte

Über Vergiftungen mit der Alraune in der heutigen Zeit wird nichts berichtet. Wie andere Giftpflanzen aus der Familie der Nachtschattengewächse diente sie jedoch in

vergangenen Zeiten als Mordwaffe. Der karthagische Feldherr Maharbal wurde um das Jahr 200 v. Chr. zu einer Strafexpedition ausgeschickt, um einige Völker in Afrika zu disziplinieren. Nach einem ersten Scheinangriff zog sich Maharbal zurück, hatte aber im Lager der Feinde Wein zurückgelassen, dem Mandragora-Auszüge beigemischt waren. Nachdem die trinkfreudigen Afrikaner diesen getrunken hatten, kamen die Karthager zurück.

Die Afrikaner waren inzwischen in einen Tiefschlaf gefallen und konnten mühelos niedergemacht werden. Den gleichen Trick wandten die Karthager später gegen sizilianische Seeräuber an. So kam die Alraune zu der fragwürdigen Ehre, für die ersten Versuche einer Kriegsführung mit Psychokampfstoffen herhalten zu müssen.

Berengar II., Markgraf von Friaul und späterer König der Lombardie, entledigte sich im Jahr 950 seines Nebenbuhlers Lothar mithilfe der Alraune. Nach dem »Genuss« der Auszüge dieser Pflanze verfiel Lothar dem Wahnsinn, und er verstarb unter Symptomen »stärkster Schmerzerregung«. Im Mittelalter machte die Sekte der Assassinen wegen zahlreicher Giftmorde von sich reden. Diese mohammedanische Geheimgesellschaft bekämpfte mit Dolch und Gift alle, die von der reinen Lehre Mohammeds abwichen. Ende des 11. Jahrhunderts war Hassan ibn Sabbah das Oberhaupt der Assassinen, er führte von der Burg Alamud in den Bergen am Kaspischen Meer aus sein Regiment. Auf welche Weise sich Hassan den Nachwuchs für seine Organisa-

tion beschaffte, erzählt der Abt Arnold von Lübeck (1177–1212): Bei seinem Bergschloss hatte sich Hassan einen prächtigen, weitläufigen Garten angelegt. In den gelangte man nur durch eine einzige Pforte, die von Wächtern streng bewacht wurde. Dort wuchsen herrliche Blumen, aber auch giftige Kräuter, die die Sekte zur Durchführung ihrer Untaten benötigte: neben der Alraune noch andere giftige Nachtschattengewächse, Schierling und Eisenhut. Angrenzend an den Garten standen prächtige Paläste, die von anmutigen, willigen Mädchen bewohnt waren. Hierher ließ Hassan von Zeit zu Zeit ihm wohlgefällige Jünglinge bringen, nachdem sie – wohl mithilfe der Alraune – in einen Tiefschlaf versetzt worden waren. Beim Erwachen glaubten sie sich im Paradies, die verführerischen Mädchen bedienten sie in paradiesischer Nacktheit beim frugalen Mahl und auf dem Liebeslager.

»Aber das Liebeslager hielt nur wenige Tage an, dann wurden die Novizen erneut in einen Schlaf versetzt. Und als sie jetzt erwachten, da war alles ganz anders: Sie befanden sich in einem gewaltigen Saal, an den steinernen ungeschmückten Wänden standen drohende Wächter mit breiten geschliffenen Schwertern, und sie blickten in die kalten, grausamen Augen des Fürsten, der sie abschätzend musterte. Er versprach ihnen alle diese Herrlichkeiten, die sie gekostet hatten, für die Dauer ihres Lebens, sofern sie ihr Leben ihm allein widmeten, ihm treu ergeben und blindlings gehorchen

würden.« Was blieb den jungen Leuten anderes, als sich zu fügen? Und so lernten sie, mit den gleichen Mitteln, mit denen sie behandelt worden waren, andere umzu bringen – und dabei spielte neben Opium, Haschisch, Bilsenkraut und Tollkirsche eben auch die Alraune eine bedeutende Rolle.

In der Medizin ist die Alraune heute ohne Bedeutung. Lediglich in der Homöopathie ist sie noch als schmerzstillendes Mittel bei Rheuma und Gicht gebräuchlich. Früher glaubte man, die Alraune »sei den Unsinnigen dienlich«. Und wenn man von dieser Wurzel aß, »mache sie so sehr schlafen, dass man die Glieder vom Leib abschneiden kann, ohne dass der Patient es merkt«. Auszüge aus der Mandragora-Wurzel wurden tatsächlich als Narkotikum bei schweren Operationen eingesetzt. Ansonsten schien sie ein gutes Schlafmittel abzugeben. Alrauneäpfel, Alraunewasser und Alraunerinde wurden gern für diesen Zweck eingesetzt, »denn sie machen schlafen und ruhen«. Davon wusste auch Shakespeare, als er Kleopatra sagen ließ: »Gib mir Mandragora zu trinken, dass ich die große Kluft der Zeit durchschlafe, wo mein Antonius fort ist.«

Die besondere Aufmerksamkeit, die man seit jeher der Alraune als Gift- und Zauberpflanze entgegen brachte, hat viele Ursachen. Bestimmend waren zunächst wohl ihre Heil- und Giftwirkungen. Hinzu kam noch die menschenähnliche Gestalt ihrer Wurzel, die die Fantasie mächtig anregte.

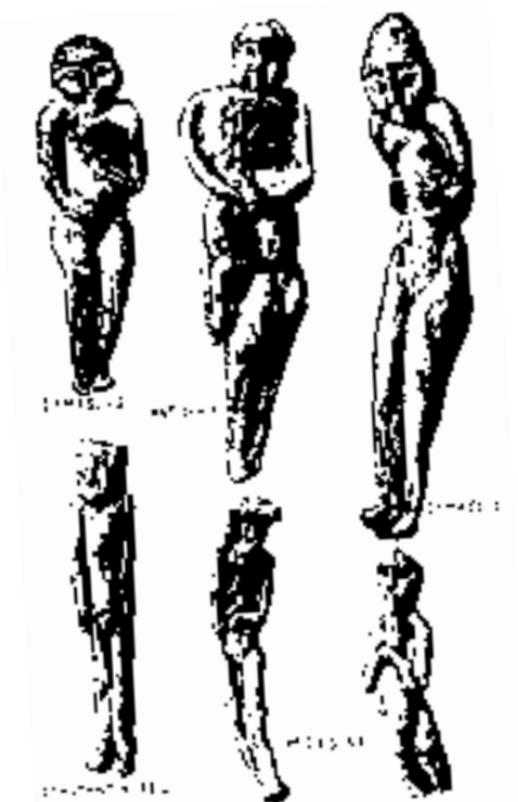
Schon die Ägypter trauten der Alraune mannigfache Fähigkeiten in der Heilkunde, im Zauberwesen und in Liebesdingen zu. Auf einem Relief aus der Zeit Echnatons sieht man eine stilisierte Mandragora, die als erotisches Symbol zu interpretieren ist. Ihre narkotischen und sinnverwirrenden Wirkungen nutzte man schon damals, um den Widerstand unwilliger Mädchen zu brechen. Die Ägypter dankten ihrem Gott Ra dafür, dass er ihnen mit der Mandragora ein so vorzügliches Schlafmittel beschert habe – den »Phallus der Felder«, wie sie die Alraune nannten.

Theophrastus erklärte im 4. Jahrhundert v. Chr. die Alraunewurzel zum Aphrodisiakum und zugleich zum Schlafmittel. Dioskorides (1. Jahrhundert n. Chr.) greift diesen Gedanken auf und zählt diese Pflanze zu den Liebeskräutern, gleichzeitig empfiehlt er sie als Betäubungsmittel bei Operationen. Dreiundhundert Jahre später schrieb der römische Kaiser Julian Apostata, der als Anhänger heidnischer Philosophien vom Christentum abfiel und sich im Übrigen rühmte, sich nie die Hände zu waschen, an die Priesterin Callixena, die er wegen ihres Festhaltens am alten Glauben lobte: »Wer könnte wohl die körperliche Liebe einer Frau höher schätzen als ihre Keuschheit? Da müsste er schon Mandragora in kräftigen Schlucken getrunken haben.«

Hildegard von Bingen, die »christliche Sibylle vom Rhein«, meinte im 12. Jahrhundert: »In der Mandragora ist der Einfluss des Teufels gegenwärtiger als in ande-

ren Pflanzen; sie regt daher den Menschen im Sinne seiner Wünsche zum Guten wie zum Bösen an.« Sie war der Ansicht, dass diese Pflanze keinesfalls die Liebe beflügeln könne; im Gegenteil, sie sollte denjenigen beruhigen, der allzu stürmisch ans Liebeswerk ging: »Wenn ein Mann als Folge magischer Einflüsse oder aufgeregter Natur unenthaltsam ist, so nehme er die weibliche Gestalt der vorher abgewaschenen Alraune, binde sie zwischen Brust und Nabelgegend und trage sie drei Tage und drei Nächte, dann spalte er sie und binde die Teile auf beide Lenden, drei Tage und drei Nächte. Er pulverisiere auch die linke Hand der Figur und nehme das Pulver mit etwas Kampfer, so wird er beruhigt. Ist es bei der Frau der Fall, so nehme sie die männliche Figur, mache es ebenso, nehme aber statt der linken Hand für das Pulver die rechte.«

Paracelsus (1493–1551) spottet in seinem »Buch der Trugbilder« über die Leichtgläubigen, die die Alraune kauften, deren Formen überdeutlich die Gestalt von Menschen erkennen ließ (in die sie mithilfe des Schnitzmessers gebracht worden war): »Es möchte auch ein Einfältiger fragen, warum die Alraunewurzel eines Menschen Gestalt, Angesicht, Hände und Füße hätte, sie wäre ohn Zweifel auch nicht ohne sonderlich große Ursachen also von Gott erschaffen? Dem gebe ich zur Antwort und sage, es sei nit wahr, dass Alraun die Wurzel Menschengestalt habe, sondern es ist eine betrogene Arbeit und Bescheißerei von Landfahrern; denn es ist gar



keine Wurzel, die Menschengestalt hat, sie werden denn also geschnitzt und geformt.«

Um eine Wunder wirkende Alraune in seinen Besitz zu bringen, musste man eine umständliche Prozedur inszenieren. Flavius Josephus (37–100 n. Chr.) schildert eine solche: »Sie (die Alraune) ist flammend rot und wirft des Abends rote Strahlen aus. Sie auszu-

reißen ist sehr schwer, denn dem Nahenden entzieht sie sich und hält nur dann still, wenn man Harn und Blutfluss darauf gießt. Auch dann ist bei jeder Berührung der Tod gewiss, es trage denn einer die Wurzel in der Hand davon. ... Doch bekommt man sie auf andre Weise, und zwar so: Man gräbt sie rings so, dass nur noch ein kleiner Rest der Wurzel unsichtbar bleibt. Dann bindet man einen Hund daran, und wenn dieser dem Anbinder folgen will, so reißt er die Wurzel aus, stirbt aber auf der Stelle als ein stellvertretendes Opfer dessen, der die Pflanze nehmen will. Hat man sie einmal, so ist keine Gefahr mehr.« Diese Darstellung erfuhr im Laufe der Zeit manche Abwandlung, immer aber war das Einholen der Alraune geheimnisumwittert und mit Gefahr für Leib und Leben verbunden. Einer so erworbenen Pflanze traute man zu, dass sie dem Besitzer zu Reichtum, Ansehen und Glück verhelfe; sie war in der Lage, den Bargeldbestand immer wieder auf den ursprünglichen Betrag zurückzuführen (daher der Name Heckenmännchen); sie befreit von allen Leiden und hält Krankheiten fern, hilft, Liebe zu erlangen, bringt Frauen Fruchtbarkeit, kann Gold und edle Steine hervorbringen, macht ihren Besitzer im Kampf unverwundbar. Eine solche Kostbarkeit musste selbstverständlich besonders pfleglich behandelt werden. Gelangte man in den Besitz einer Alraune, wurde sie zunächst in Wein gebadet und dann in Samt und Seide gekleidet. Sollte die Wurzel ihre ungewöhnlichen Fä-